

Süddeutsche am 15.03.04:

Kindisches Missvergnügen

Pubertät als schwarzes Loch: Martin Heckmanns zeigt in „Kränk“, wie man Familien nicht reparieren sollte

Das Virus infiziert die Sprache. Hat man ihn erwischt, neigt man so lange zum Umlaut, bis sich die Sprache verschiebt und dezent kränklich wirkt. Seit Christof das „Kränk“ hat, nennt er sich gerne Ernk und zieht sich in infantil anmutende Sprachspiele zurück. Dort sitzt er dann in seiner Kindheitshöhle, sucht den Ausgang aus der unverschuldeten Pubertät, hasst standesgemäß den Papa und sehnt sich nach der Mutter, die in der Psychiatrie verkümmert. Manchmal meint man im Falle von „Kränk“ in der Nähe von Marius von Meyenburgs „Feuergesicht“ gelandet zu sein. Dann allerdings zieht es Martin Heckmanns so entschieden in Richtung einer High-Speed-Groteske, dass daraus ein ganz eigenes Stück mit Jugendlichen wird, die sich von den Eltern abgrenzen, indem sie sie imitieren - und mit Eltern, die jung bleiben wollen, indem sie in den Phantasien der Kinder räubern und dabei schrecklich kindisch werden.

Bekannt wurde Martin Heckmanns im vergangenen Jahr mit „Schieß doch, Kaufhaus!“. Das Stück zeigte die Not des entfremdeten Individuums in Zeiten der Globalisierung und reiste zu den Mülheimer Theatertagen. Am Ende der Saison durfte Heckmanns sich Nachwuchsautor des Jahres nennen. Regisseurin der Uraufführung war Simone Blattner, die aus dem Stück ein exquisites Sprechballett gemacht hatte. Ähnliches hätte man jetzt auch wieder bei der Uraufführung von „Kränk“ erwarten können, wäre Heckmanns neues Stück nicht so ganz anders gestrickt als das Vorgängermodell. Es ist keine Textfläche, sondern ein knapp geschnittenes Dialogstück, das vordergründig so tut, als segele es lediglich auf lauen Gewässern heutiger Befindlichkeiten. In Heckmanns' Kürze liegt allerdings insofern die Würze, als er mit lakonischer Präzision verquere Familienstrukturen frei legt.

Dabei ist Heckmanns kein Bühnenpädagoge, sondern ein bitterböser Sprachturner, der den Sohn Christof Sätze sagen lässt wie „Deine Vaterschaft endet mit mir. Ich bin dein letztes Stück Familie. Bin ich nicht mehr da, bist du Chef ohne Anhang“. Gemeint ist der Papa, der die Gattin weggemobbt hat und nun die Doris aus seinem Betrieb - „Richter und Matt - Kommunikationsdesign“ - mitsamt deren Tochter Rosa einlädt. Da die eigene Frau nun schon länger abwesend ist, möchte er der Doris an die Wäsche. Natürlich gefällt ihm auch die Tochter, aber die soll ja den versponnenen Sohn auf andere Gedanken bringen.

Damit sie sich auch tatsächlich ins Zeug legt, bietet der Papa ganz nebenbei Geld. Das eigentlich Beängstigende ist aber, dass der Sohn sich sprachlich entzieht und dabei nicht einmal vor Variationen den guten alten Kaspar-Hauser-Satzes zurückscheut: „Ich möchte ein anderer werden als jemals einer war.“ So was kann nur noch das gleichaltrige Mädchen verstehen, obwohl es doch auch schon den viel größeren Drang verspürt, genauso werden zu wollen, wie alle schon immer waren. Die Groteske nimmt ihren Lauf und endet in der Sackgasse des Missverständnisses.

Der Witz des familiären Crossover liegt darin, dass die Jugendlichen im Kinderzimmer Phantasiereiche und den Körper des anderen entdecken, während die Erwachsenen sich im Wohnzimmer geziert umschleichen und irgendwann voneinander ablenken, indem sie an der Tür des Kinderzimmers lauschen - bis die Jugendlichen ausbrechen, sich im Wald vergnügen und Christofs Mutter in der Psychiatrie besuchen. Solche Handlungsstränge könnten ausgespielt werden, hätte Simone Blattner sich nicht dafür entschieden, den Fortgang der Geschichte wie nebenbei zu exekutieren und Vater und Sohn mitsamt der Doris und ihrer Rosa auf ein Bühnengeviert fallen zu lassen, als hätte ein Theatergott sie auf dem Flug von Zürich nach Berlin aus dem Laderaum verloren.

Da stehen sie nun, genießen die unverhoffte Freiheit, steigen wie austrainierte Verbalboxer in den Ring und tänzeln in unterschiedlichen Konstellationen. Sascha Icks etwa hat sich als Doris zur Homestory beim Chef mit einem Leopardendress gerüstet, wirkt aber überaus komisch, wenn sie dann nur ein Quietscheentchen ist und geziert-lüstern den Ganter anschnachtet. Joachim Nitz ist ein Höhepunkt an peinlicher Komik, wenn er den federnden Lüstling im dritten Frühling gibt. Einer wie er geht gerne gepflegt segeln und schleimt bei gelegentlichen Landgängen um jeden Rock, ist alles in allem aber alles andere als gefährlich für die Damenwelt. Den Sohn hat er längst aus den Augen verloren und guckt wie ein Dackel, sobald sein Christof einen auf Ernk macht und Pubertätspoesie von sich gibt.

Dass die Jungen im Grunde wie die Alten sein wollen, zeigt Susanne Buchenberger, wenn sie als präpotente Rosa Posen der Stärke probt und burschikos den Christof ansteuert. Rainer Frank macht aus ihm einen nervösen Wortgenerator, der sich gelegentlich martialisch gibt und dann sagt: „Lieber zerhauen. Krawallen im Wort“. In Wirklichkeit allerdings will er nur wieder bei der Mutter unterkriechen.

Die fällt als einzige aus dem Rahmen. Trippelt Babett Arens gezirkelt in den Boxring, scheint die Zeit still zu stehen. Eine entsorgte Frau ringt mit versiegender Sprache um ihre Fassung. Gegen Ende wird sie überraschend aus der Psychiatrie entlassen und taucht ausgerechnet dann wieder am heimischen Küchentisch auf, wenn Papi die neue Mami auf demselben doch noch flachlegt. In der Uraufführung ist das abgründig komisch und zeigt einmal mehr, dass sich mit Simone Blattner und Martin Heckmanns ein Paar gefunden hat, das zumindest als Theaterfamilie hervorragend funktioniert. JÜRGEN BERGER

Quelle: Süddeutsche Zeitung
Nr.62, Montag, den 15. März 2004 , Seite 15